

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 6

Artikel: Ueber die Freundschaft
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

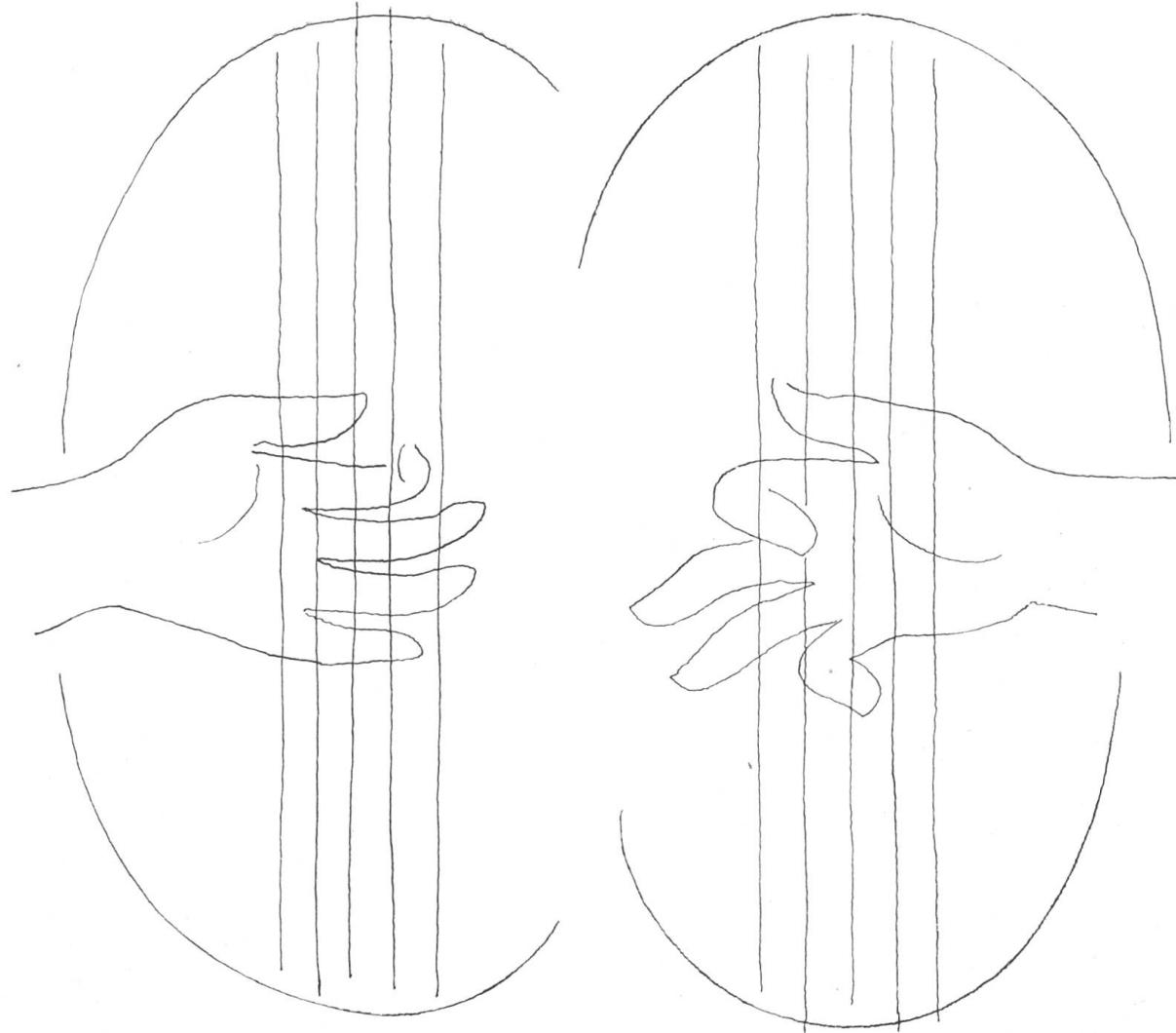
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ueber die Freundschaft

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Wie vielen Redaktoren sind mir Gegenwart und unmittelbare Zukunft wichtiger als die Vergangenheit. Sobald meine Nummer des Schweizer Spiegel erschienen ist, mag ich sie nicht mehr ansehen. Mein ganzes Interesse gilt der nächsten Ausgabe. Ähnlich geht es mir mit meinen Büchern. Ist einmal das «Gut zum Druck» gegeben, so werfe ich keinen Blick mehr hinein.

Letzthin machte ich aber eine Ausnahme und blätterte in einem Buch von mir, das vor bald 25 Jahren erschienen und schon lange vergriffen ist. Es heißt: «Zerfall und Erneuerung der

Gemeinschaften». Zwar scheinen mir die Ansichten, die ich darin vertrete, immer noch richtig. Es wurde mir aber doch bewußt, wie sehr sich auch die schweizerische Welt in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat, und zwar nicht nur zum Schlechten, in vielen Beziehungen zum Besseren.

Damals – vor dem letzten Weltkrieg – konnte mit Recht von einer Krise des Staates gesprochen werden. Diese ist heute überwunden. Die Arbeiterschaft, die noch in den dreißiger Jahren zum Teil dem Vaterland uninteressiert, ja feindlich gegenüberstand, ist heute wieder

eingegliedert. Auch die Intellektuellen stehen nicht mehr abseits. Es wäre nicht mehr denkbar, daß, wie es damals in einer modernen Wohnkolonie in Zürich, die hauptsächlich von Geistesarbeitern bewohnt wurde, geschah, ein Vorschlag, eine Fahnenstange zu errichten, um bei Feiern die Schweizerfahne hissen zu können, auf allgemeine Opposition stoßen würde.

Die geistige und politische Bedrohung unseres Vaterlandes während des letzten Krieges hat eine Wandlung vollbracht, wie man sie kaum für möglich gehalten hätte. Erst in der allerneuesten Zeit zeigen sich bei der jungen Generation, die diese Bedrohung nicht mehr erlebte, wieder Symptome eines gestörten Nationalbewußtseins.

Eine ähnliche Gesundung machte eine andere der großen Gemeinschaften, auf denen unsere Kultur beruht, durch: die Familie. Zur Zeit, als mein Buch erschien, war das Wort Familievater kein Ehrentitel mehr, es wurde fast nur noch mit einem maliziösen oder mitleidigen Unterton ausgesprochen, meistens in Verbindung mit dem Wort «geplagt». Die Idee der Familie konnte junge Menschen nicht mehr begeistern, sie erschien ihnen vielmehr als der Inbegriff der Spießbürglerlichkeit.

Das hat sich heute geändert. Der Anblick einer jungen Frau, die einen Kinderwagen stößt, und der man deutlich ansieht, daß sie in Erwartung ist, erweckt wieder allgemein Sympathie. Es hat eine eigentliche Renaissance des Familienlebens stattgefunden. Die jungen Männer sitzen weniger im Wirtshaus und sind netter mit ihren Frauen und Kindern, als es ihre Väter waren.

Daß Pädagogen, Sozialfürsorger und Geistliche unentwegt weiter von einer Auflösung der Familie reden und schreiben, ist kein Gegenbeweis. Das hängt zusammen mit einer gewissen «déformation professionnelle» solcher Kreise, deren Bild dadurch getrübt wird, daß sie fast nur mit gefährdeten Ehen zu tun haben. Es kommt aber auch davon, daß es immer sehr lange geht, bis eine Änderung ins Bewußtsein der Menschen dringt; haben doch viele, als wir schon mitten in der Hochkonjunktur lebten, noch jahrelang das Wort Krise gebraucht.

Eine Gemeinschaft aber hat an dieser Erneuerung nicht teilgenommen: die Freundschaft. Sie führt nach wie vor in unserer schweizerischen Gegenwart ein Aschenbrödel-Dasein.

Wenn ein Reporter in irgend einer Schweizer Stadt hundert Erwachsene anhalten und sie

fragen würde: «Haben Sie einen richtigen Freund?» so müßten wahrscheinlich 90, wenn sie ehrlich wären, mit «nein» antworten.

Das verlorene Gut

Wir hören zwar immer noch viel von Freundschaft.

*«Sie ist des Lebens schönstes Band,
gibt Brüder treulich euch die Hand,
so wallt man froh, so wallt man leicht,
ins bessere Vaterland.»*

So haben wir in «Freut euch des Lebens» schon in der Primarschule gesungen, und im Gymnasium übersetzen die Schüler immer noch «Vita sine amicitia nulla est», ohne Freundschaft hat das Leben keinen Wert. Aber soweit sich die jungen Leute bei diesem Cicero-Ausspruch überhaupt etwas denken und ihn nicht als bloße Grammatikübung betrachten, beurteilen sie ihn als übertriebene Phrase. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß die Zeit, die diese Worte prägte, sie wörtlich meinte, wörtlich verstanden wissen wollte.

Aber nicht nur das klassische Altertum, auch die Romantik trieb einen eigentlichen Freundschaftskult. Ich besitze ein Stammbuch eines jungen Mannes aus Männedorf am Zürichsee aus dem Jahre 1832. 50 von den 60 Texten und ebenso viele Bilder sind Verherrlichungen der Freundschaft.

Heute ist der Begriff Freundschaft den meisten in seinem Kern nicht mehr verständlich. Er ist zwar noch eine durchaus gangbare Münze, aber der größte Teil ihres Goldgehaltes ist verloren gegangen. Jeder Kegelclub bezeichnet sich als Freundeskreis. Wenn das Mitglied eines Männerchores stirbt, so wird «von einem treuen Freund» Abschied genommen. Bezeichnenderweise wird das Wort Freund auch mit Vorliebe für Geschäftsbeziehungen gebraucht. «Dank unseren Freunden in Brasilien ist es uns gelungen, die dortigen Umsätze auf einer erträglichen Höhe zu erhalten», kann man in den Geschäftsberichten lesen.

Diese Art Beziehung ist natürlich nicht gemeint, wenn die älteren Dichter von Freundschaft sprechen. Sie ist eine enge geistige Verbindung mit einem andern Menschen, die einen hohen Grad von Intimität voraussetzt; nur der ist ein Freund, dem man sich rückhaltlos offenbaren kann. Das Leben zwingt uns, unseren

Mitmenschen üblicherweise mit kritischer Zurückhaltung gegenüber zu treten, uns dauernd etwas zu verstellen, damit der Partner nicht aus unseren Schwächen einen Vorteil ziehen kann. Diese erzwungene Unwahrhaftigkeit aber macht uns unglücklich. Wir möchten so gerne von Zeit zu Zeit die Maske fallen lassen und uns ohne Vorsicht so geben, wie wir sind. Das ist dem echten Freund gegenüber möglich.

Die Freundschaft dient aber einem weiteren Bedürfnis, dem nach Harmonie. Das Leben ist ein Kampf aller gegen alle. Dieser Kampf ist nicht nur bedingt durch das Ringen um den Platz an der Sonne, sondern hängt zusammen mit der Fragwürdigkeit der menschlichen Natur, unserer Machtgier, dem Bösen in uns. Diesem Kampf können wir nicht entfliehen, aber wir leiden darunter. Wir sehnen uns deshalb nach Beziehungen, die verhältnismäßig harmonisch sind, wo wir uns von unserer besten Seite zeigen können. Eine solche Oase in der Wüste, ein solches Verhältnis, wo uns eine relative Ausklammerung des Bösen gelingt, ist die Freundschaft.

Kameradschaft, wie sie sich etwa bei Militärkameraden oder Berufskollegen zeigt, ist noch keine Freundschaft. Natürlich sind die Grenzen fließend, und ein so persönliches Verhältnis kann schwer in einen Begriff eingefangen werden. Es ist nur in gefühlsmäßiger Schau erfassbar und zeigt viele Abwandlungen.

Freundschaften zwischen Jugendlichen sind anders als Freundschaften zwischen Erwachsenen, solche zwischen Frauen anders als solche zwischen Männern.

Zudem gibt es, wenn auch seltener, Beziehungen zwischen Männern und Frauen, die man als Freundschaften bezeichnen kann. Es gibt sogar Freundschaften, die von einer starken sexuellen Komponente begleitet sind, wenn auch in der Regel eine sexuelle Beziehung für die Entwicklung der Freundschaft eher einen Störungsfaktor darstellt. Gerade in diesem Fall ist der Übergang zur Liebe fließend. Freundschaft verbunden mit Sexualität ist aber trotzdem nicht das gleiche wie Liebe.

Woher kommt es, daß die Freundschaft heute einen kleineren Platz einnimmt im Leben als früher? Ein Hauptgrund liegt im Rationalismus der letzten hundert Jahre, der die Seele und ihre Bedürfnisse nicht mehr genügend wichtig nahm. Die vergewaltigte Seele rächte sich dann in den vielen neurotischen Störungen, die für unsere Zeit charakteristisch sind.

Wenn man gelegentlich die Behauptung hört: «Heute gibt es keine echten Freunde mehr» und damit meint, die Menschen seien heute zu egoistisch, um zu wahrer Freundschaft fähig zu sein, ist das natürlich Unsinn. Wenn echte Freundschaften seltener geworden sind, so kommt das nicht daher, daß die Menschen egoistischer oder gar schlechter geworden sind – sie sind zu allen Zeiten gleich gut oder gleich schlecht –, sondern vor allem, weil die Idee der Freundschaft nicht mehr begriffen wird. Die Freundschaft ist so wenig wie die Ehe «ein natürlich Ding». Sie kommt nicht von selbst, man muß ihr nachstreben.

Gewiß, natürliche Sympathie ist Voraussetzung zur Freundschaft, aber auf Zuneigung allein kann man eine Freundschaft so wenig aufbauen, wie eine Ehe auf Verliebtheit. Die Wahlverwandtschaft genügt nicht. Wer deshalb keinen Freund findet, ist immer selber schuld. Wer sucht, der findet. Man muß die Freundschaft wollen. Unter jenen Menschen, mit denen uns das Schicksal zusammenführt, gibt es immer solche, mit denen ein echter Freundschaftsbund eingegangen werden kann.

Freundschaften können in jedem Alter geschlossen werden. Schon bei Kindern sind echte Freundschaften möglich. Sie haben im allgemeinen aber nur dann Bestand, wenn sie in der Pubertät nochmals erneuert werden. Die Pubertät ist ein merkwürdiger Vorgang. Erst in diesen Jahren findet der Mensch seine endgültige Form. Viele verändern sich in dieser Zeit so sehr, daß es oft vorkommt, daß sich Menschen, die sich als Kinder sehr gut verstanden, fremd gegenüber stehen, wenn sie als Erwachsene wieder zusammenkommen. Alle Beziehungen müssen deshalb nach der Pubertät nochmals neu gestaltet werden. Das gilt für die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, Verwandten wie auch für die Freunde.

Erfahrungsgemäß ist die Pubertät die eigentliche Hohezeit der Freundschaftsbildung. In diesem schwierigen Alter ist die Sehnsucht nach einer wahlverwandten Seele besonders groß. Zu erleben, daß man mit seinen Schwierigkeiten nicht allein steht, ist eine Quelle unendlichen Trostes. Nicht nur das Bedürfnis nach Freundschaft, auch die Fähigkeit zur Freundschaft ist während der Pubertät in einem außergewöhnlichen Maße vorhanden. In dieser Zeit des Umbruches gelingt es den jungen Menschen, die Erstarrung, der alle Men-

schen verfallen sind, vorübergehend zu überwinden und sich für neue Erlebnisse wirklich zu öffnen.

Es ist aber auch durchaus möglich, noch mit 30, 40, ja mit 50 oder 60 Jahren neue Freundschaften zu bilden, genau wie auch ältere Men-

schen in viel größerem Maße als man gewöhnlich annimmt, zur Liebe fähig sind. Es ist allerdings auch richtig, daß mit zunehmendem Alter bei den meisten Menschen eine gewisse Erstarrung eintritt, und bei jedem kommt wahrscheinlich die Zeit, wo er keine neuen Men-

Der kleine Familienfilm

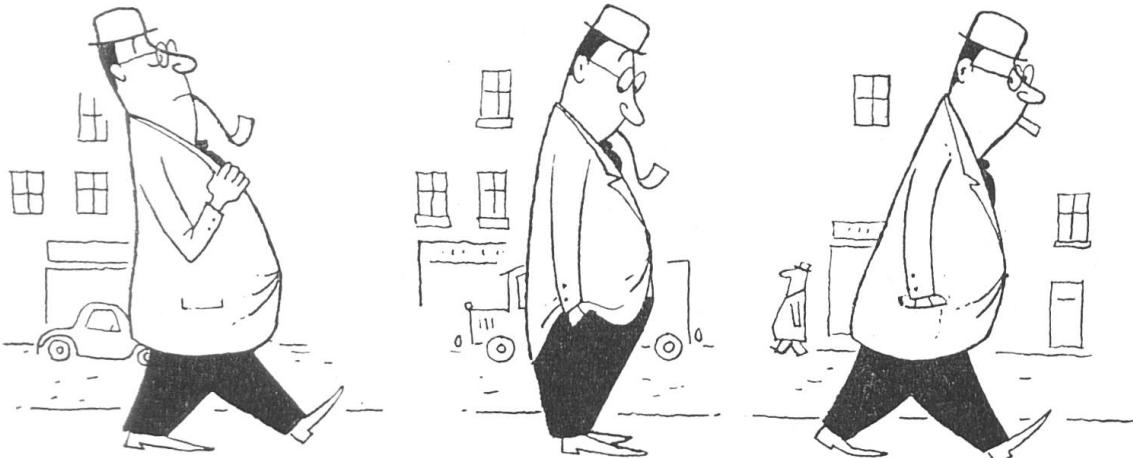
von Hans Moser



Betritt einen Zigarrenladen, um Zündhölzer zu kaufen. Während er wartet, fällt sein Blick zufällig auf eine teure Pfeife.

Der Inhaber tritt von hinten auf ihn zu und sagt, er werde ihm die Pfeife sofort zeigen. Er habe gleich bemerkt, dass Kunde ein verwöhnter Pfeifenraucher sei.

Ladenbesitzer fügt hinzu, dass man Pfeifenraucher sofort an ihrem intelligenten Blick erkennt. Alle grossen Denker waren Pfeifenraucher.



Kauft Pfeife mit Tabak und verlässt den Laden im Gefühl, er könnte jedes wissenschaftliche Problem der Welt spielend lösen.

Will erste Pfeife anzünden, als ihm plötzlich einfällt, dass er vergessen hat, Zündhölzer zu kaufen.

Steckt Pfeife ein und beschliesst, daheim Zündhölzer zu holen und dann gemütlich seinen gewohnten Stumpen zu rauchen.

schen mehr annimmt, es gelingt ihm höchstens, ein freundliches Interesse für einen Enkel oder Urenkel aufzubringen.

Fördern, nicht zerstören

Jeder, dem das Wohl seines Kindes am Herzen liegt, sollte helfen, seine Freundschaftsbildungen zu fördern. Das ist gar nicht so einfach. Grundsätzlich macht jede echte Erziehung den Menschen gemeinschafts- und damit auch liebes- und freundschaftsfähig. Viel mehr aber können die Eltern nicht tun. Ehen lassen sich gelegentlich noch arrangieren, Freundschaften nur selten. Man sollte aber wenigstens alles tun, um Freundschaften nicht zu zerstören. In dieser Beziehung wird viel gesündigt. Manche Jugendfreundschaft wird durch die Unvernunft der Eltern zu Grunde gerichtet, und sei es nur dadurch, daß die Eltern versuchen, «ungeeignete» Freunde fern zu halten.

Die Fähigkeit zur Freundschaft, wie zur Liebe, wie zu jeder Tugend, muß geübt werden. Diese Übung erfolgt oft am untauglichen Objekt. «Wer nie von Liebe Leid erfuhr, erfuhr auch nie von Liebe Lust.» Wer nicht das Risiko auf sich nimmt, dem Falschen oder der Falschen seine Liebe zu geben, läuft Gefahr, den Richtigen oder die Richtige nicht zu finden. Junge Menschen haben oft sehr merkwürdige Freunde. Besser aber merkwürdige, als gar keine. Wenn es wirklich falsche Ob-

jekte echter Freundschaft sind, hört die Beziehung mit der Zeit von selbst auf.

Vor allem besteht immer die Gefahr, daß beginnende Freundschaften im entscheidenden Moment mit einem kritischen Wort oder einer satirischen Bemerkung im Keime erstickt werden. Die Freundschafts-Bildung ist, wie die Bildung einer Liebesbeziehung, ein geheimnisvoller Kristallisierungsprozeß. Ist die Freundschaft einmal da, kann sie alle Stürme des Lebens überdauern, wird aber der Kristallisierungsprozeß gestört, so ist alles verloren. Das trifft bei der Freundschaft noch mehr zu, als bei der Liebe. Die Liebe wird bekanntlich sehr oft gerade durch Opposition besonders stark. Bei dem zarteren Gebilde der Freundschaft ist das nicht so. Von der Liebe kann man die Menschen im allgemeinen nicht abhalten, sie enthält so viele leidenschaftliche Komponenten, daß sie alle Hindernisse überwindet. Die Sexualität ist eine Brücke, welche das Zusammenkommen von Mann und Frau erleichtert. Sie ist eine Notbrücke, die oft nicht hält, in vielen Fällen aber doch zu einer engen Verbindung führt, welche nachher der geschlechtlichen Anziehungskraft kaum mehr bedarf. Die Bildung der Freundschaft ist schwieriger, weil diese Brücke fehlt.

Die Besiegelung

Eine weitere Erschwerung liegt darin, daß in den meisten Fällen das Eingehen eines Freundschaftsverhältnisses nicht in ei-

Da musste ich lachen . . .

Ich trat in den Stoffladen der Witwe G. und sah, an erhöhter Stelle, die Photo des Verblichenen stehen. So mag der junge Herr G. ausgesehen haben in seiner Sturm- und Drangperiode, dachte ich mir und wartete, bis die Witwe die Stufen herabgekeucht kam, die zum Laden führen. Als die Türe sich öffnete, kam Bewegung in den Verblichenen, denn der Windzug machte sich unerlaubterweise an den hochbeinigen Photoständer — aber der Herr G. war stark genug, sich auf den Stoffballen zu behaupten. Als aber die Witwe, rasch und rüstig, auf dem Ladentisch einen Karton Futterstoff aufblätterte, schwang sich Herr G. unvermutet zwischen Meterstab und Schere herab und wurde ebenso rasch wieder auf sein Podium gestellt von der Frau. Herr G. wollte ganz gewiß nicht stören, aufs Mal aber lag er wieder auf dem Tisch. Beim drittenmal nun sagte die Witwe ganz entrüstet: «Aber Karl!»

Da hätte ich gern gelacht —.

N. St.

nem bestimmten Augenblick besiegt und konkretisiert wird. Wenn zwei Menschen sich ihre Liebe gestehen, ist ihnen bewußt, daß sie einen Bund schließen. Es ist zwar nicht immer ein Bund fürs Leben, aber beide hoffen und sagen auch sehr oft, daß die Liebe ewig sein soll. Der Ring ist das Symbol dieser Beziehung ohne Ende.

Aus diesem Grunde wurde früher, als die Institution der Freundschaft noch wichtiger genommen wurde, auch eine solche Verbindung oft durch eine Zeremonie betont. Man schwur sich ewige Freundschaft und besiegelte sie mit einem feierlichen Akt.

Solche Freundschaftsbünde spielten früher eine große Rolle. Sie erfaßten häufig nicht nur zwei, sondern mehrere junge Menschen. Nun erreicht die Freundschaft ihren eigentlichen Höhepunkt allerdings nur in der Zweisamkeit, und diese Freundschaftsbünde sind deshalb im allgemeinen eher kameradschaftliche Verhältnisse. Trotzdem können sie die Grundlage dauernder Lebensfreundschaften bilden.

Ich gehörte vom 15. bis zum 20. Altersjahr einem solchen Freundschaftsbund an. Wir waren unser sechs, Schüler aus verschiedenen Klassen des Gymnasiums Zürich. Der Bund trug den merkwürdigen und etwas überheblichen Namen VNE, das hieß «Verein netter Elemente». Wir kamen jahrelang fast jeden Samstag zu einem Fest zusammen, jedes Mal bei einem andern Mitglied. Das Zimmer des Betreffenden wurde für den Anlaß immer mit großem Aufwand hergerichtet, es wurde mit Teppichen ein Zelt gebaut oder auf dem Fußboden Gedecke aufgestellt, so wie wir uns König Arthurs Tafelrunde vorstellten. Die Feste dauerten trotz dem Widerstand aller Eltern immer die ganze Nacht und wurden gewöhnlich mit einem Morgenessen im Café Odéon abgeschlossen. Manchmal bauten wir jedem Mädchen, für das die Einzelnen schwärmt, einen bekränzten heidnischen Altar, vor dem wir dann Huldigungen zelebrierten. Wir besaßen keine Statuten und keinen Präsidenten; Statuten beengen das überströmende Leben. Es galt die eherne Regel, daß keiner vor den andern irgend ein Geheimnis haben durfte. Wir führten ein gemeinsames Tagebuch, das auf sechs dicke Bände anwuchs. Alles Taschengeld kam in eine einzige Kasse. Jeder hatte das Recht, ohne Erklärung jeden Privatgegenstand des Freundes zu benützen, von der Krawatte bis zur Uhr.



Eine alte, aber schlechte Tradition

«Bei der Zubereitung der Gastmähler wird in Zürich nicht gespart. Schade, daß diese anmutigen Feste öfter durch die Sucht, Trinksprüche anzubringen, leiden. Anstatt sich darauf zu beschränken, geistreiche und witzige Gedanken in wenige schlagende Worte und Sätze zusammenzufassen, was nur belebend und unterhaltend wirken kann, ergießt man sich häufig in endlosen Reden, welche langweilen, verstimmen und den freien Erguß der Lust und Freude auf widrige Weise unterbrechen.»

Ludwig Freiherr von Löw in einer 1837 erschienenen Schrift über Zürich (Neu herausgegeben vom Verlag Berichtshaus, Zürich).

Kurz, dieser Jugendbund trug alle Zeichen der Pubertät, und er löste sich dann auch, als wir erwachsen wurden, auf. Immer noch bin ich aber mit drei der fünf in herzlicher Freundschaft verbunden. Einer ist mein späterer Schwager und jetziger Mitarbeiter, Fortunat Huber, ein zweiter der Thurgauer Seminardirektor Willi Schohaus, ein dritter der Zürcher Arzt Walter Grete. Hans Wickihalder, der Mann der Tänzerin Trudi Schoop, ist vor einigen Jahren gestorben.

Wie leicht wäre es für unsere Eltern gewesen, diese Organisation zu zerstören, ganz einfach, indem sie sie lächerlich gemacht hätten, wozu ja wirklich Grund gewesen wäre. Oder sie hätten diese häuslichen Feste verbieten können, denn selbstverständlich brachten sie immer viele Umtriebe und Störungen der Nachtruhe mit sich. Auch wurde bei diesen Anlässen gelegentlich im wahrsten Sinne des Wortes Porzellan zerschlagen.

Solche Jugendbünde sind heute so selten, wie sie anfangs des letzten Jahrhunderts häufig waren, vor allem auch unter den Frauen. Sie hießen Kränzchen, oder, in Zürich, Vereinli. Vor einem Jahr ist eine alte Frau gestorben, die einem solchen Vereinli angehörte, das vor 71 Jahren gegründet wurde. Sieben Pensions-

freundinnen, die sich gut verstanden, schworen sich ewige Freundschaft, sie gelobten sich, einander alle Vierteljahre zu schreiben und sich alle sechs Monate zu treffen. Das haben sie ein ganzes Leben lang treulich gehalten. Am Schluß waren allerdings nur noch ihrer zwei.

Daß viele dieser Kränzchen allen Stürmen des Lebens standgehalten haben, beweist, wie sehr Frauen der Freundschaft fähig sind, wenn der Freundschaftsbund eine ihnen entsprechende Form findet.

Auch diese Kränzchen bildeten sich nicht «von selbst». Sie entsprangen einem Willensakt der Mitglieder, der in einem psychologisch günstigen Moment Form annahm. Man schmiedete das Eisen, als es heiß war; es war etwas wie eine Ordensgründung. Es brauchte, wie jede Gemeinschaft, Opferwille. Es ist nicht leicht, einen Briefwechsel während 60 Jahren durchzuführen, denn man ist nicht immer zum Schreiben aufgelegt. Es braucht viel, um Zusammenkünfte auch dann zu besuchen, wenn es einem nicht paßt – und es paßt einem ja eigentlich nie.

Das Leben gewinnt an Reichhaltigkeit und Tiefe, wenn es gemeinsam mit andern erlebt, das eigene Schicksal in andern widerspiegelt wird. Gemeinsam wird man alt, und gemeinsam bleibt man jung. Geteilte Freude, doppelte Freude; geteiltes Leid, halbes Leid.

Freundschaft trotz der Ehe

Die große Klippe für jede Freundschaft ist die Verheiratung. Wie manche Frauen-Freundschaft wird durch dummes Sticheln des Mannes zerstört, wie manche Männer-Freundschaft aber auch durch unverantwortliches Verhalten der Frau.

Haben Sie schon einmal eine Feier miterlebt, wenn einer aus einem Freundeskreis sich verheiratet? Gleicht sie nicht jenen Zusammenkünften, die stattfanden, wenn jemand in den Krieg zog? Man weiß, jetzt geht er fort, aber ob er zurückkommt, ist ungewiß. Wie viele bleiben auf dem Schlachtfeld liegen!

Die Frau nimmt nicht immer in Worten gegen die Freundschaft des Mannes Stellung, aber sie verhält sich einfach so, daß früher oder später Differenzen oder eine Erkaltung eintritt. Man mag mit einem Manne noch so eng befreundet sein, wenn die Freundschaft von der Frau sabotiert wird, kann man ihn nicht mehr besuchen, und wenn sie etwas tyrannisch ist und

den Gatten als ihr Privateigentum betrachtet, kann man ihn auch auswärts nicht mehr treffen. Entweder läßt sie ihn nicht gehen, oder sie kommt mit.

Gewiß, Freundschaften von Ehepaar zu Ehepaar können auch ganz nett sein, aber an die Tiefe der Freundschaft zwischen Mann und Mann oder zwischen Frau und Frau kommen sie doch nicht heran.

Ich bin überzeugt, daß die Frauen, die ihren Männern die Aufrechterhaltung der Junggesellen-Freundschaft unmöglich machen, ihrer Ehe einen schlechten Dienst tun. Wie bald kommt die Zeit, da die Frau froh wäre, ihr Mann wäre seinem früheren Freunde nicht entfremdet. Seine Einsamkeit tut ihr dann leid. Siemuntert ihn auf, doch gelegentlich auszugehen, aber es ist zu spät.

Freundschaft braucht Muße

Freundschaft kann nur in einer Welt gedeihen, die den Menschen ernst nimmt. Ihre Grundlage ist ja die Anerkennung der Einmaligkeit jeder menschlichen Seele. Unsere Zeit der Vermassung ist für diese Haltung nicht günstig. Es ist eine Abwertung des Menschen eingetreten. Auch macht der Umstand, daß wir in unserem kleinen, dicht bevölkerten Land so eng beieinander wohnen und ständig von Menschenscharen umgeben sind, eine gewisse Abschirmung unerlässlich. Anderseits führt gerade diese Abschirmung zur Vereinsamung und macht deshalb die Freundschaft besonders nötig.

Freundschaft kann nur gedeihen, wenn sie gepflegt wird. Die wichtigste Voraussetzung ist die Muße. Ohne sie gibt es keine Freundschaft. Wer nur die Arbeit, die Leistung wichtig nimmt, hat keine Zeit für Freundschaft. Nur der aber ist ein Freund, den man jederzeit aufsuchen kann, wenn man etwas auf dem Herzen hat. Es gehört zu solchen menschlichen Anliegen, daß ihre Erledigung nicht aufgeschoben werden kann. Die Mutter, die keine Zeit hat, ihr Kind zu trösten, das weinend aus der Schule kommt, weil es durch irgend einen Zwischenfall die Ungerechtigkeit und Brutalität der Welt erlebt hat, ist keine gute Mutter. Wenn sie zu dem Kind sagt: «Siehst du nicht, daß ich gerade daran bin, die Wäsche aufzuhängen, nach dem Mittagessen will ich dann gern den Fall mit dir besprechen», zerstört sie etwas. Ein Freund, der so geschäftig ist, daß er für

den Freund keine Zeit hat, wenn dieser ihn braucht, gehört zu jenen Freunden in der Not, von denen hundert auf ein Lot gehen; er ist kein rechter Freund.

Es ist beschämend: je mehr Arbeit uns die Maschine abnimmt, um so weniger freie Zeit haben wir. Zwar sind die Arbeitsstunden kürzer, aber auch die Freizeit ist derart mit Geschäftigkeit ausgefüllt, daß es fast allen an Muße fehlt. Muße aber ist die Voraussetzung jeder echten Kultur, auch der Kultur der Freundschaft.

Der Mangel an Muße ist auch das große Hindernis für die Freundschaftsbildung bei jungen Menschen. Gerade Pubertätsfreundschaften wachsen in stundenlangen Spaziergängen, unendlichen Gesprächen heran. Diese Voraussetzung aber ist bei den geplagten heutigen Schülern nicht mehr vorhanden. Mittelschüler und auch Lehrlinge sind meistens derart beansprucht, daß es ihnen rein äußerlich an der Zeit fehlt, Freunde zu gewinnen. Auch hier heißt es leider «zu viel für den Kopf, zu wenig für das Herz».

Im Altertum war die Freundschaft für die Männer oft eine Existenzfrage. Die griechischen Männer zum Beispiel wurden immer wieder innerhalb kurzer Zeit zum Kriegsdienst aufgerufen, was ein monate-, oft jahrelanges Fernbleiben von zuhause bedingte. Es blieb dann dem Betreffenden gar nichts anderes übrig, als die Verwaltung des gesamten Vermögens, den Betrieb des Landgutes, die Fürsorge für Frau und Kinder einem Freund zu übergeben, der diese Arbeit als Treuhänder besorgte. Heute spielen solche wirtschaftlichen Notwendigkeiten, wenigstens in unseren stabilen schweizerischen Verhältnissen, keine so große Rolle mehr, um so bedeutsamer aber sind die seelischen Gründe, die für eine Wiederbelebung der Freundschaft sprechen. Dadurch, daß sich der Lebensraum infolge der modernen Verkehrsmittel immer mehr ausgeweitet hat, hat den Menschen eine gewisse Heimatlosigkeit befallen. Aus diesem Zusammenhang läßt sich das Erstarken der kleineren Gemeinschaften erklären, der Gemeinde, der Familie. Diese geben den Menschen Halt und Verwurzelung. Sie allein genügen aber nicht, denn das, was die Freundschaft gibt, kann keine andere Gemeinschaft geben. Vielleicht ist es doch nicht übertrieben, was Dante sagt: «Ohne Freundschaft können wir kein vollkommenes Leben haben.»



Beim Jasssen notiert

Der Gewinner fragt

Wänn gaat jez au s Zügli 2.57?

Der Sieger des Matches findet

En prächtige Aabig, de Aabig.

Die Verlierenden, die zahlen müssen, sagen

*S isch besser müer tüeged Öi erhalte we-
der d Aarmepflääg.*

Wer mit kleinem Trumpf eine gute Karte sticht

Da tutt mein Kleiner.

Wenn man wider Erwarten eine kleine Karte stechen muß

Jez mueß i dä Hund na stäche.

Sind keine Trümpfe mehr im Spiel, so kann der Ausspielende sorglos seine Aß usw. ausspielen

Hoch vom Säntis an.

Hat einer andauernd gute Karten

Du häsch mein es Chrottehaar im Sack.

Muß ich aber schöne Karten opfern

Ich bi nobel.

Muß einer sagen, woher seine Weisung stammt, nämlich niedrige Karten

Mini sind bloß vom Armequet.

M. Sch.